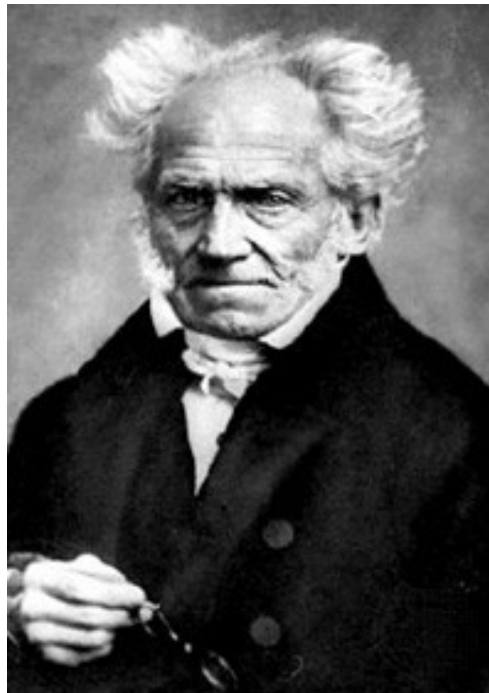


Joachim Stiller

Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung

Materialien zur Schopenhauers „Welt als
Wille und Vorstellung“



Alle Rechte vorbehalten

Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung

Ich lasse nun den kompletten Aufsatz „Der große Wurf eines jungen Pessimisten – Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung (1819)“ von Robert Zimmer folgen... Es ist enthalten in dem folgenden Werk:

- Robert Zimmer: Das Philosophenportal – Ein Schlüssel zu klassischen Werken (S.121-134)

„In Thomas Manns berühmtem Roman *Buddenbrocks* zieht eine der Hauptfiguren, der wohlhabende und erfolgreiche Lübecker Senator Thomas Buddenbrock, aus den tiefen Winkeln seines Bücherschranks ein Werk, das ihm mehr zufällig beim Stöbern in die Hände gefallen ist. Er nimmt es mit in den Pavillon in seinem Garten und liest darin. Thomas Buddenbrock befindet sich in einer Sinn- und Lebenskrise. Alter und Tod erscheinen am Horizont, sein Sohn Hanno erfüllt nicht seine Erwartungen. Wozu lebt er? Wer wird sein Lebenswerk fortführen? Worin besteht eigentlich der Sinn seiner rastlosen Tätigkeit?

Der Senator liest in einem Kapitel mit dem Titel „Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich“. Plötzlich überfällt ihn eine Art Erleuchtung: „Und siehe da: Plötzlich war es, wie wenn die Finsternis vor seinen Augen zerrissen, wie wenn die samtene Wand der Nacht sich klaffend teilte und eine unermesslich tiefe, eine ewige Fernsicht von Licht enthüllte.“ Die Erkenntnis, dass alle Menschen in einer tieferen Einheit miteinander verbunden sind, dass der Tod zwar unsere Individualität, aber nicht das Wesen des Menschen zerstört, dass der trügerischen Existenz in der Zeit die Erfahrung des ewigen Eins-Seins folgt – all dies zeigt ihm wie in einem Brennglas sein Leben in einer umfassenden und tröstlichen Perspektive.

Das Werk, das ihm diese Perspektive vermittelt, ist Arthur Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Wenn auch Thomas Buddenbrock das Buch bald wieder zur Seite legt und nicht mehr darauf zurückkommt – ganze Generationen von Lesern haben seine Erfahrung geteilt, dass Schopenhauers Hauptwerk mehr ist als ein Tüfteln an schwierigen theoretischen Problemen. Hier geht es um „Weltanschauung“ in einem ganz ursprünglichen Sinn, um ein in allen Einzelheiten zusammenstimmendes Bild der Welt und der Stellung des Menschen in ihr. Alle Teile des Buches scheinen in einer harmonischen Einheit miteinander verknüpft. Kunst, Moral, Wissenschaft und vor allem die Natur – sie alle deuten nach Schopenhauer auf einen zunächst verborgenen Kern der Welt. Ihn offen zu legen ist die Absicht des Buches. Schopenhauer ist ein Metaphysiker von altem Schrot und Korn. Ihm geht es um das, was die Welt „im Innersten zusammenhält“.

Auch wenn viele in diesem Werk Orientierung oder sogar Trost gefunden haben, so ist sein Grundtenor doch eher düster. Den die Wurzel allen Seins ist nach Schopenhauer nicht rational, sondern irrational. *Die Welt als Wille und Vorstellung* beinhaltet eine Abkehr von dem Glauben der Aufklärung an die Kraft der Vernunft. Es war der große Wurf eines jungen Pessimisten, eines gerade dreißigjährigen Genies und Außenseiters, der im Geist der Romantik den Nachtseiten der menschlichen Existenz bis auf ihren letzten Grund nachspürte. Doch es war auch ein erfahrungsgetränktes Buch, das niemals versäumte, den konkreten Bezug zum Leben der Menschen herzustellen. Dies lag unter anderem an der Art, wie der junge Schopenhauer zur Philosophie kam und wie er mit ihr umging. Der 1788 geborene Sohn eines wohlhabenden Danziger Kaufmanns war nie ein typischer Akademiker. Aufgewachsen

in den Handels- und Hafenstädten Danzig und Hamburg, macht ihn sein praktisch orientierter Vater früh mit den harten Tatsachen des Lebens vertraut.

Eine solche Konfrontation mit dem Leben war es auch, die am Beginn seines philosophischen Nachdenkens stand. Der sechzehnjährige Schopenhauer, der sich mit seinen Eltern auf einer mehrjährigen Bildungsreise befand, erblickte in der südfranzösischen Hafenstadt Toulon angekettete Galeerensklaven, deren Leben aus Qual und Hoffnungslosigkeit bestand. Im Eintrag vom 8. April 1804 hält er diese erschütternden Eindrücke in seinem Reisetagebuch fest. Das Bild „dieser Unglücklichen“, deren Los er „für bei Weitem schrecklicher als Todesstrafen“ hält, wird ihm zum Sinnbild menschlicher Existenz überhaupt: Der Mensch ist wie ein Galeerensklave an eine Individualität und seinen Leib und damit an Krankheit, Leiden und Tod gekettet. Dem jungen Schopenhauer gerinnt diese Erfahrung zu einer philosophischen Vision: Das Schicksal, so sollte er später formulieren, ist „Mangel, Elend, Jammer, Qual und Tod“.

Es war der Drang, Erfahrungen philosophisch zu deuten, der seinen weiteren Lebensweg bestimmte. Dem Wunsch seines Vaters, das Kaufmannsgeschäft zu erlernen, folgte er nicht. Die begonnene Kaufmannslehre brach er nach dessen Tod 1805 ab. Mutter und Schwester Schopenhauer gaben das Haus in Hamburg auf und siedelten sich in Weimar, im gesellschaftlichen Umkreis des Goethe-Zirkels, an. Der junge Schopenhauer ging nun seine eigenen Wege. Er ließ sich seinen Anteil am Vermögen auszahlen und erhielt so eine finanzielle Absicherung, die er durch Geldanlagen ständig vermehrte und die es ihm in späteren Jahren erlaubte, als Privatier ganz der Philosophie zu leben. Das Abitur holte er am Gymnasium in Gotha nach und begann anschließend das so sehr ersehnte Philosophiestudium an der Göttinger Universität. Nach vier Studienjahren in Göttingen und Berlin reichte er 1813 sein Doktorarbeit *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde* an der Universität Jena ein. Mit ihr betritt er die erste Stufe seiner eigenen Philosophie.

Sein Denken, so hat Schopenhauer später reklamiert, habe er aus drei philosophischen Quellen geschöpft: aus der Philosophie Platons, der Philosophie Kants und den altindischen *Upanishaden*. Platon und Kant lernt er an der Universität kennen: Sie führen ihn zum philosophischen Idealismus, das heißt zu der Auffassung, dass die Welt nicht das ist, was sie zu sein scheint, dass sich erst hinter der empirischen Realität die wahre Realität auftut.

Schopenhauers Doktorarbeit ist der erste Ausdruck dieses philosophischen Idealismus. Wie Kant in seiner *Kritik der reinen Vernunft* will er die Grenzen der empirisch erfahrbaren Realität ziehen. Diese Welt, die bei Kant „Erscheinungswelt“ heißt, nennt Schopenhauer „Vorstellung“. Wir selbst sind es, die dieser Welt eine Ordnung, eine Struktur geben, indem wir für alle Dinge und Vorgänge einen „Grund“ angeben. Alles in dieser Welt ist nach Schopenhauer dem „Satz vom Grunde“ unterworfen, die gesamte Welt der Vorstellungen besteht aus einem Netz von Gründen.

Mit „Grund“ meint Schopenhauer in seiner frühen Schrift etwas sehr Umfassendes. Die kausale Erklärung im engeren Sinne, das heißt die Einordnung eines Dinges in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, ist als „Grund des Werdens“ nur einer von vier möglichen Gründen. Daneben gibt es den „Erkenntnisgrund“, das heißt die logische Begründung einer Behauptung, den so genannten „Seinsgrund“, mit dem wir die Lage eines Gegenstandes in Raum und Zeit bestimmten, und schließlich den „Handlungsgrund“, mit dem wir das Motiv einer Handlung angeben.

Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde war die Ouvertüre zu Schopenhauers Hauptwerk. Er hatte die Landkarte der vordergründig so genannten „Realität“ vermessen, doch was ihn wirklich interessierte, war die wahre Realität hinter der scheinbaren Realität, das, was Platon in seinen „Ideen“ gesehen und Kant als „Ding an sich“ bezeichnet hatte.

Der frisch gebackene Doktor besucht zunächst für einige Monate Weimar, den Wohnort der Mutter. Von ihr, der geistreichen und schriftstellernden Lebedame, mit der er auf sehr

distanziertem Fuß stand, konnte er allerdings kaum Anerkennung erwarten. Als er ihr seine Doktorarbeit in die Hand drückte, reagiert sie mit einem Naserümpfen: Dies sei wohl etwas für Apotheker – so ihre erste Stellungnahme, als sie einen Blick auf den Titel wirft.

Es waren zwei andere Begegnungen, die ihn während seines halbjährigen Aufenthaltes in Weimar geistig anregten und der Vollendung seiner eigenen Gedanken näher brachten. Zum ersten Mal kam es in dieser Zeit zu einem intensiven Dialog zwischen dem jungen Schopenhauer und dem Star der Weimarer Szene: Goethe. Gerade in jeder Zeit war Goethe intensiv mit naturphilosophischen Fragen beschäftigt. Drei Jahre zuvor, 1810, hatte er seine Farbenlehre veröffentlicht, die er für revolutionär hielt. Wenn sich auch Schopenhauer in der Deutung der Farben nicht an Goethe anschloss, so teilte er doch dessen Auffassung von der Einheit der Natur, eine Auffassung, die im 17. Jahrhundert bereits Baruch de Spinoza vertreten hatte. In den Diskussionen mit Goethe festigte sich bei Schopenhauer der Grundgedanke, dass hinter der Vielfalt des Lebens eine einheitliche Kraft steht.

Eine zweite entscheidende Anregung kam von dem Herder-Schüler und Jenaer Privatgelehrten Friedrich Majer. Majer machte Schopenhauer auf die altindische Philosophie der *Upanischaden* aufmerksam, die in Auszügen unter dem Titel *Oupnekhat* 1801 in französischer Sprache erschienen waren. Die Entdeckung der indischen Welt war eine der kulturellen Leistungen der Romantik, die sich in jenen Jahren auf ihrem Höhepunkt befand. Die *Upanischaden* bezeichneten die Welt des Werdens und Vergehens, die wir in Raum und Zeit erleben, als „Maja“. Sie ist gleichzeitig eine Welt der Täuschung und des Leidens. Das eigentliche Grundprinzip der Welt ist „Brahma“, die Weltseele.

Schopenhauer fühlte sich sofort angesprochen und zog Parallelen zu seiner eigenen idealistischen Weltdeutung. Er identifizierte „Maja“ mit Kants Erscheinungswelt und seiner eigenen Welt der „Vorstellung“. Die These, dass die erlebte Welt Leiden ist, traf sich mit seiner eigenen Welterfahrung. In „Brahma“, der alles durchdringenden Weltseele, sah er Kants „Ding an sich“. Kant hatte sich bewusst geweigert, das „Ding an sich“ näher zu charakterisieren, da es außerhalb unseres Erkenntnisvermögens liege. Schopenhauer war jedoch entschlossen, genau diesem „Ding an sich“ mit Hilfe der *Upanischaden* auf die Spur zu kommen.

Mit den Weimarer Diskussionen und Ideen im Gepäck brach er im Mai 1814 nach Dresden auf. Die vier Jahre, die er dort verbrachte, sollten für ihn eine Zeit der schöpferischen Hochleistung werden, wie sie auch großen Philosophen nur in einigen begrenzten Phasen ihres Lebens vergönnt ist. Fern der akademischen Welt, aber auch abseits des gesellschaftlichen Lebens widmete sich Schopenhauer nun ganz der philosophischen Arbeit. Hier entstand *Die Welt als Wille und Vorstellung*.

Auch in Dresden schöpft Schopenhauers Denken seine Anregungen aus der konkreten Beobachtung und Anschauung. Die sächsische Residenzstadt mit ihrer Barockarchitektur und ihren Kunstschätzen war dafür ein idealer Ort. Er ging auf der Brühlschen Terrasse spazieren und verbrachte viel Zeit im Botanischen Garten, wo sich ihm die Vielfalt der Natur wie in einer Nusschale bot. Schopenhauer war noch ein junger Mann, gerade in seinen Endzwanzigern, aber er lebte schon das Leben eines älteren Herrn, der sich vom Trubel der Welt zurückgezogen hat und seine Erfahrungen mit der Welt auswertet.

Zu den wenigen für ihn wichtigen Dresdner Kontakten gehörte die Bekanntschaft mit dem Philosophen Karl Christian Friedrich Krause, dessen Philosophie später in Spanien und Lateinamerika unter dem Namen „Crausismo“ bekannt werden sollte. Krause lebte in unmittelbarer Nachbarschaft und war, mehr noch als Majer, mit der altindischen Geisteswelt vertraut. Er sprach Sanskrit und kannte sich mit Meditationstechniken aus.

Hatte seine Doktorarbeit noch einen rein erkenntnistheoretischen Charakter, so erhielt Schopenhauers Denken durch die Bekanntschaft mit der altindischen Philosophie eine zusätzliche moralische und religiöse Färbung. Für Schopenhauer schälte sich immer mehr die Einsicht heraus, dass der Ausweg aus der Welt der Vorstellung und des Leidens die Abkehr

vom Wollen ist, das den Menschen rastlos umhertreibt. Im Wollen erblickte er auch die lang gesuchte Eingangstür zur Welt des „Dings an sich“: Nicht die Vernunft führt uns demnach zur wahren Realität, sondern unser Körper.

Wir können unseren Körper nach Schopenhauer auf zwei ganz unterschiedliche Arten erfahren: einmal als Objekt, als Vorstellung, indem wir sein Verhalten und seine Funktionen wie in der Medizin von außen betrachten und registrieren. Wir können ihn aber auch unmittelbar über sein Triebregungen erfahren: In Hunger, Durst, im sexuellen Verlangen oder im Schmerz teilt sich uns ein „Wollen“ mit, das wir unmittelbar als unser eigenes Wollen erleben. Von diesem Wollen kann ich in Analogie auf das Wollen aller anderen Menschen schließen. Und sogar noch mehr: Das Wollen der Menschen ist lediglich Ausdruck einer universalen Kraft und Energie, die in der ganzen Natur wirkt und die die Inder als „Brahma“ bezeichnen. Schopenhauer nennt diese universelle Energie nun „Wille“, in Analogie zu dem individuellen Willen, den wir an uns selbst erfahren.

Die Welt der äußeren Erfahrung, der Vernunftkenntnis und der Wissenschaft ist „Vorstellung“. Die wahre Realität jedoch, die hinter allem steht und die wir nicht mit den Kategorien des Verstandes erfassen können, das „Ding an sich“, ist der „Wille“. In ihm bestätigt sich das hinduistische „Tat twam asi“ („Das bist Du“), die Erkenntnis, dass wir den Kern unserer Existenz in allen anderen Wesen wiedererkennen können. Das wir die wahre Realität als leibliche, physische Realität erfahren und sich nur die Erscheinungswelt nach den Vorgaben unseres Erkenntnisvermögens richtet, hat viele Schopenhauer-Interpreten zu der Frage geführt, ob Schopenhauer wirklich, wie er sagt, ein philosophischer Idealist ist - oder nicht vielmehr ein verkappter Materialist.

Die Welt als Wille und Vorstellung - der Titel des Werkes, das 1818 vollendet wurde, enthält also bereits die wesentliche Aussage des Werkes selbst. Eine ziellose, kosmische, universale Energie als Grund der Welt und ihre Erscheinung als Vorstellung - dies sind die beiden Hälften, die wie die einer Muschel aufeinander passen und die Schopenhauersche „Weltanschauung“ vollenden.

Während seinen großen Zeitgenossen Fichte, Schelling und Hegel, die Vertreter des deutschen Idealismus, noch an die Vernunft als letzten Grund der Wirklichkeit glaubten, hält Schopenhauer diese Vernunft für ein „Epiphänomen“, das heißt für eine eher zufällige Zusatzercheinung, für einen Wurmfortsatz des umfassenden irrationalen Willens. Das Irrationale und nicht das Rationale regiert die Welt. Der Wille ist kein vernünftig agierender „Weltgeist“, er folgt keinem Plan. Er ist vielmehr in sich zerrissen und erzeugt gegenläufige Kräfte auch in den Individuen selbst. Aus dieser „Selbstentzweiung“ des Willens erklärt sich das Leiden der Welt, das niemals aufhört, solange es Leben gibt, und das keinen Grund hat – außer dem Leben selbst. Die Welt ist ein Knäuel aus einander widerstreitenden Trieben. Wie das hinduistische Lebensrad, die Tschakra, dreht sie sich immer um sich selbst. Mit der Lehre vom Leiden als der unausweichlichen Konsequenz des Lebens wird Schopenhauers Irrationalismus zu einem Pessimismus.

Ein düsterer Inhalt – doch in einer ästhetisch sehr attraktiven Form! Schopenhauer, der mehrere Sprachen beherrschte, regelmäßig ausländische Zeitungen las und auch ein eifriger Leser von Belletristik war, glänzte durch einen kunstvollen und zugleich äußerst anschaulichen und verständlichen Stil. Das unverständliche Professorendeutsch seiner berühmten Zeitgenossen Fichte, Schelling und Hegel verabscheute er. Auch wegen ihrer stilistischen Eleganz ist *Die Welt als Wille und Vorstellung* bis heute einer der lesbarsten Klassiker der Philosophiegeschichte.

Das Buch gliedert sich in vier, klar voneinander unterschiedene Teile: eine Erkenntnistheorie, die die Grenzen der uns zugänglichen empirischen Realität zeigt; eine Metaphysik, die aufzeigt, was hinter dieser Realität steckt; eine Ästhetik, in der es um den Gegenstand und die Betrachtung von Kunst geht, und schließlich eine Ethik, die darlegt, worin moralisches Handeln besteht. So sehr diese Teile auch gegeneinander abgegrenzt sind, so sehr sind sie

auch wieder durch den Grundgedanken des Willens als letztem Grund der Welt miteinander verbunden.

Im ersten Teil führt Schopenhauer die Überlegungen seiner Doktorarbeit fort: Er beschäftigt sich mit der Art, wie die Welt uns als „Objekt“ erscheint, das heißt mit der normalen äußeren Wahrnehmung der Vielfalt der Dinge und mit unseren Möglichkeiten, sie wissenschaftlich zu erklären. Es ist die Welt, die dem „Satz vom Grunde“ unterworfen ist. In ihr gibt es die Trennung zwischen erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt.

Schopenhauer folgt hier dem philosophischen Idealismus Kants, der behauptet hatte, dass das erkennende Subjekt mit einer Erkenntnisbrille versehen ist, durch die jedes Objekt in einer bestimmten Art und Weise erscheint. Kant hatte diese Brille als einen sehr komplexen Apparat beschrieben. Schopenhauer vereinfacht diesen Apparat, so dass er schließlich nur noch aus drei Elementen besteht: Raum, Zeit und Kausalität. Im Prisma von Raum, Zeit und Kausalität bricht sich die Welt in eine Vielheit von Dingen – Schopenhauer nennt dies das „principium individuationis“, das Prinzip der Individuation oder Vereinzelnung. Auch eine wissenschaftliche Erklärung bleibt immer in diesem Erkenntnisrahmen. Sie beschreibt, in welchem Verhältnis Erscheinungen stehen, sie erklärt aber nicht, was diese Erscheinungen eigentlich sind.

Im zweiten Teil betrachtet Schopenhauer diese Welt quasi von der Rückseite her: Er liefert eine metaphysische Deutung dieser in Subjekt und Objekt zerfallenen Welt. Hier sagt er, was diese Welt wirklich ist. Sie ist nichts anderes als ein Ausdruck, eine Erscheinung – Schopenhauer verwendet hier das Wort „Objektivation“ – des Willens. Unsere wissenschaftlichen Theorien über die Welt, die uns darüber aufklären, welche Phänomene auf welche Ursachen zurückzuführen sind, kratzen lediglich an der Oberfläche. Wenn wir nicht nur fragen: „Warum?“, „Wo?“ oder „Wann?“, sondern „Was?“, wenn wir also nach dem Wesen der Dinge fragen, dach dem, was sie eigentlich sind, stoßen wir auf Naturkräfte, die sich alle auf die einzige Urkraft des Willens zurückführen lassen. Hier gibt es die Trennung zwischen Subjekt und Objekt nicht mehr. In Wahrheit - und hier wandelt Schopenhauer auf den Spuren Spinozas, Goethes und der *Upanischaden* – sind alle Dinge eins.

Was die Erscheinungen oder Objektivationen des Willens angeht, führt Schopenhauer eine Unterscheidung ein, die in seinem dritten Teil wichtig wird. Es gibt nämlich nicht nur die Vielfalt der Einzeldinge, sondern auch so etwas, wie ideale Muster, die nicht dem Werden und Vergehen, also nicht dem Satz vom Grunde unterworfen sind. Schopenhauer identifiziert diese Formen mit den „Ideen“ Platons. Diese Ideen sind – im Gegensatz zu organischen oder anorganischen Wesen – „eine“ Objektivationen des Willens. Die Erkenntnis dieser Formen verlangt vom Menschen eine ganz bestimmte Einstellung, die Schopenhauer „Kontemplation“ nennt. Wenn wir sie betrachten, müssen wir von allem Wollen absehen. Diese Art der Betrachtung gleicht nicht zufällig dem, was Immanuel Kant anlässlich der Betrachtung des Schönen „interessenloses Wohlgefallen“ genannt hat.

Auch Schopenhauer bringt die Ideen in unmittelbare Verbindung mit dem Schönen: Sie sind für ihn nämlich die Objekte der Kunst. Schopenhauer trägt hier zwar Beobachtungen Rechnung, die man im Umgang mit der Kunst macht: In der Kunst geht es immer um etwas Allgemeines, um etwas, das unabhängig von Ort und Zeit jeden Menschen angeht. Auch machen wir die Erfahrung, dass wir dieses Allgemeine nicht erkennen, wenn wir von unseren eigenen Interessen und Wünschen beherrscht werden. Die ästhetische Betrachtung ist immer eine Art Kontemplation, in der das Wollen zurückgestellt wird.

Schopenhauers Ästhetik ist also aufs Engste mit seiner Metaphysik und Erkenntnistheorie verbunden. Das Gleiche gilt für die Ethik, die Thema des vierten Teils ist. Während in der Ästhetik die Welt der Vorstellung aus dem Bereich des Werdens und Vergehens in den Bereich der unveränderlichen Ideen aufgelöst wird, geht es in der Ethik, in kunstvoller Symmetrie, um die Auflösung des Willens, das heißt um die Erlösung von den Kräften, mit denen der Wille den Menschen bindet.

Zwar ist der Mensch nach Schopenhauer wie alle anderen Wesen selbst eine Erscheinung des Willens, doch er nimmt innerhalb der Natur eine Sonderrolle ein. Im Menschen, genauer gesagt: in der menschlichen Vernunft, gelangt der ansonsten blinde Wille zur Selbsterkenntnis. Auf dieser Erkenntnis aufbauend, kann der Wille sich „wenden“, das heißt, der Mensch kann sich in seiner Lebensführung von seiner eigenen Trieb- und Bedürfnisbestimmtheit lösen. Im moralischen Handeln durchbricht er seinen Egoismus und seine Triebbestimmtheit. Dies kann auf zweierlei Art geschehen. Einmal, indem sich der Mensch mit anderen Wesen solidarisch und mit ihnen Mitleid zeigt. Dies gilt für das Verhalten gegenüber allen Kreaturen. So ist Schopenhauer einer der wenigen Philosophen, der – aufgrund seiner Lehre von der Einheit aller Lebewesen – vom Menschen auch eine moralische Behandlung von Tieren fordert.

Doch es gibt noch eine zweite Art, in der der Wille sich wenden kann, und dies wird von Schopenhauer noch höher gestellt: durch die Abtötung aller Triebe in der Askese. In der vollkommenen Askese verwirklicht sich für Schopenhauer das Ideal der Heiligkeit, wie er es bei manchen Vertretern des Christentums, vor allem aber bei den Weisen der indischen Philosophie verwirklicht sieht. Im Mitleid und in der Askese gelingt die Aufhebung des *principium individuationis* – der Mensch löst sich durch sein Handeln aus den Fesseln von Raum, Zeit und Kausalität und bringt dadurch die ziellose Energie des Willens zum Erlöschen.

Mit der Abwendung von der Verstandesethik Kants, die sich an einem sehr abstrakten Moralgesetz orientiert, wertet Schopenhauer das ursprüngliche moralische Gefühl des Menschen wieder auf: Die Charaktereigenschaft der Herzensgüte spielt in seiner Ethik eine viel wichtigere Rolle als die Befolgung einer moralischen Regel.

Die Verknüpfung ethischer und metaphysischer Fragen zeigt sich bei Schopenhauer besonders in seiner Erklärung von „Schuld“. Er geht von einer Art „Urschuld“ aus. Alles Leben, auch das Leben des Menschen, ist von seiner Entstehung her mit Schuld verknüpft, ein Gedanken, der nach Schopenhauers Meinung auch in der christlichen Lehre von der Erbsünde enthalten ist. Seine Auffassung, dass in der menschlichen Existenz Schuld fortgezeugt wird, findet wiederum in der östlichen Seelenwanderungslehre eine religiöse Entsprechung. Der Mensch ist von vornherein mit einem bestimmten Charakter versehen, aus dem sich sein Leben und seine Handlungen wie ein sich aufdröselndes Wollknäuel folgerichtig entspinnt.

Diese Schuld wird nur durch das Verlöschen im Nichts getilgt. Der gewendete Wille führt in diese Nichts: „Denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat“, so Schopenhauer, ist „diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen – Nichts.“ Diese groß geschriebene „Nichts“, das eng mit dem buddhistischen „Nirwana“ verwandt ist, ist das letzte Wort der *Welt als Wille und Vorstellung* – das Schlüsselwort eines Pessimisten, der glaubt, dass diese Welt, die den Geburtsfehler hat, Produkt des Willens zu sein, nicht zu helfen ist.

Die *Welt als Wille und Vorstellung*, die Anfang 1819 bei dem Verleger F.A. Brockhaus erschien, brauchte viele Jahre, bis sie von einem größeren Publikum wahrgenommen wurde. Schopenhauers großer Wurf wirkte zunächst wie ein gestrandetes Ufo in einer Zeit, die von der geschichtlichen Macht der Vernunft überzeugt war. In den ersten anderthalb Jahren verkauften sich gerade einmal hundert Exemplare, der größte Teil der Auflage musste eingestampft werden. Zudem überwarf sich Schopenhauer wegen des Honorars mit seinem Verleger, der mit diesem Buch immerhin ein großes kaufmännisches Risiko eingegangen war. Eines der wichtigsten philosophischen Werke des 19. Jahrhunderts versank für einige Jahrzehnte im Vergessen.

Schopenhauer selbst hat jedoch nie an der Bedeutung seines Werkes gezweifelt. Bescheidenheit in dieser Hinsicht war ihm fremd, obwohl oder vielleicht gerade weil sein Umfeld ihm keinerlei Erfolg oder Bestätigung verschaffte. Zunächst sah er das Buch noch als

Sprungbrett für eine akademische Karriere an. Doch seien Bemühungen, ausgerechnet an der Berliner Universität, der Hochburg der ihm so verhassten hegelschen Philosophie, Fuß zu fassen, scheiterten. Die Studenten zeigten wenig Interesse an dem unbekanntem Privatdozenten.

Anfang der dreißiger Jahre siedelt Schopenhauer nach Frankfurt am Main über und richtete sich dort als Privatgelehrter ein. Dort schloss er 1843 den zweiten Band der *Welt als Wille und Vorstellung* ab, der 1844 zusammen mit der zweiten Auflage des ersten Bandes erschien. Zu jedem der vier ursprünglichen Teile hatte er mehrere Essays geschrieben, die den Hauptgedanken des ersten Bandes fortführen und erweitern. Darunter Essays wie „Über das metaphysische Bedürfnis des Menschen“ und der in den *Buddenbrocks* erwähnte Aufsatz „Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich“, die viel zur späteren Popularität des Werkes beigetragen haben. Sie schlagen die Brücke zu konkreten weltanschaulichen Fragen des Menschen und lassen sich auch unabhängig von den anderen Teilen des Buches lesen.

Gerade der letztgenannte Essay erfüllt das Bedürfnis vieler Leser nach einer „philosophischen Religion“: Da unsere individuelle Existenz ohnehin nur eine von Schuld und Egoismus geprägte Erscheinungsform des Willens ist, sollte der Tod als eine Reinigung begriffen werden, eine Gelegenheit, sich vom Schein des Ichs zu befreien. „Das Sterben“, so Schopenhauer, „ist der Augenblick jener Befreiung von der Einseitigkeit einer Individualität, welche nicht den innersten Kern unseres Wesens ausmacht.“ Dieser Kern ist unsterblich.

Mit dem Erscheinen seiner so genannten „Nebenschriften“, der *Parerga und Paralipomena* 1851, die auch die berühmten *Aphorismen zur Lebensweisheit* enthalten, fand Schopenhauers Werk endlich starke Beachtung. Der alte Schopenhauer konnte schließlich den Ruhm genießen, den der Geniewurf des jungen Mannes eigentlich schön verdient gehabt hätte. Dass man ihn nun den „Buddha von Frankfurt“ nannte, mag er sogar als nicht sachkundiges Kompliment betrachtet haben. Denn er war es schließlich, der mit seiner *Welt als Wille und Vorstellung* als erster bedeutender europäischer Philosoph der indischen Philosophie Eingang ins westliche Denken verschafft hatte.

Für Friedrich Nietzsche wurde Schopenhauers Werk sogar zu einer Art philosophischem Erweckungserlebnis. Auch die Lebensphilosophie um den französischen Philosophen Henri Bergson ist ohne Schopenhauer nicht denkbar. Auffällige Parallelen gibt es auch zwischen Schopenhauer und der Psychoanalyse Sigmund Freuds. Dazu gehört die Erkenntnis, wie trügerisch unser Glaube an die Kraft der Vernunft ist und wie sehr die eigentlichen Antriebskräfte unseres Lebens und Handelns in den leiblichen Trieben zu finden sind. Aber auch die bei Freud so herausgestellte Rolle der Sexualität findet sich schon bei Schopenhauer: als eine vornehmliche Äußerung des Willens zum Leben.

Breite Wirkung erzielte Schopenhauer bei Künstlern, nicht nur bei Schriftstellern wie Thomas Mann, sondern auch bei Musikern wie Richard Wagner oder Malern wie Max Beckmann. Nicht verwunderlich ist, dass im 20. Jahrhundert, einem Jahrhundert der totalitären Barbarei und der politischen Katastrophen, Schopenhauers Pessimismus eine besondere Aktualität gewonnen hat.

Bis heute sind es in der Regel nicht die Akademiker und Berufsphilosophen, die von Schopenhauer angesprochen werden, sondern Liebhaber der Philosophie, die mehr suchen als eine Vorlage für kluge Diskussionen. Wie kaum ein anderes philosophisches Buch der letzten zweihundert Jahre hat die *Welt als Wille und Vorstellung* die Erfahrungen und das Lebensgefühl vieler Menschen erreicht und dem Bedürfnis nach Weisheit und philosophischer Lebenshilfe Rechnung getragen. Schopenhauers These, dass die Welt ein Tal des Jammers ist und der böartige Charakter des Menschen sich unverändert zeigt, wird zumindest als ein Stachel im Fleisch der Philosophie erhalten bleiben.“ (Robert Zimmer)

Zitate von Arthur Schopenhauer

Zitat von Arthur Schopenhauer aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, Vorrede zur 1. Auflage, 1818

Wie dieses Buch zu lesen sei, um möglicherweise verstanden werden zu können, habe ich hier anzugeben mir vorgesetzt. – Was durch dasselbe mitgeteilt werden soll, ist ein einziger Gedanke. Dennoch konnte ich, aller Bemühungen ungeachtet, keinen kürzeren Weg ihn mitzuteilen finden, als dieses ganze Buch.

[...]

Es ergibt sich von selbst, dass, unter solchen Umständen, zum Eindringen in den dargelegten Gedanken, kein anderer Rath ist, als das Buch zwei Mal zu lesen und zwar das erste Mal mit vieler Geduld, welche allein zu schöpfen ist aus dem freiwillig geschenkten Glauben, dass der Anfang das Ende beinahe so sehr voraussetze, als das Ende den Anfang, und eben so jeder frühere Teil den spätern beinahe so sehr, als dieser jenen. [...] Darum also erfordert die erste Lektüre, wie gesagt, Geduld, aus der Zuversicht geschöpft, die zweite Vieles, oder Alles, in ganz anderem Lichte zu erblicken. [...] Schon der organische, nicht kettenartige Bau des Ganzen machte es nötig, bisweilen dieselbe Stelle zwei Mal zu berühren.

[...]

Die zweite Forderung ist diese, dass man vor dem Buche die Einleitung zu demselben lese, obgleich sie nicht mit in dem Buche steht, sondern fünf Jahre früher erschienen ist, unter dem Titel: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde: eine philosophische Abhandlung.“ – Ohne Bekanntschaft mit dieser Einleitung und Propädeutik ist das eigentliche Verständnis gegenwärtiger Schrift ganz und gar nicht möglich, und der Inhalt jener Abhandlung wird hier überall so vorausgesetzt, als stände sie mit im Buche.'

[...]

Die dritte an den Leser zu machende Forderung endlich könnte sogar stillschweigend vorausgesetzt werden: denn es ist keine andere, als die der Bekanntschaft mit der wichtigsten Erscheinung, welche seit zwei Jahrtausenden in der Philosophie hervorgetreten ist und uns so nahe liegt: ich meine die Hauptschriften Kants. [...] *Kants* Philosophie also ist die einzige, mit welcher eine gründliche Bekanntschaft bei dem hier Vorzutragenden geradezu vorausgesetzt wird.

Zitat von Arthur Schopenhauer aus „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ – Vorrede zur 2. Auflage

Diese elementarphilosophische Abhandlung, welche zuerst im Jahr 1813 erschien, als ich mir die Doktorwürde damit erworben hatte, ist nachmals der Unterbau meines ganzen Systems geworden. Dieserhalb darf sie im Buchhandel nicht fehlen; wie Dies, ohne daß ich es wußte, seit vier Jahren der Fall gewesen ist.

Zitat von Artur Schopenhauer aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung, Band1, § 1

"Die Welt ist meine Vorstellung:" – dies ist die Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gilt; wiewohl der Mensch allein sie in das reflektirte abstrakte

Bewußtseyn bringen kann: und thut er dies wirklich; so ist die philosophische Besonnenheit bei ihm eingetreten. Es wird ihm dann deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgiebt, nur als Vorstellung daist, d.h. durchweg nur in Beziehung auf ein Anderes, das Vorstellende, welches er selbst ist. – Wenn irgendeine Wahrheit a priori ausgesprochen werden kann, so ist es diese: denn sie ist die Aussage derjenigen Form aller möglichen und erdenklichen Erfahrung, welche allgemeiner, als alle andern, als Zeit, Raum und Kausalität ist: denn alle diese setzen jene eben schon voraus, und wenn jede dieser Formen, welche alle wir als so viele besondere Gestaltungen des Satzes vom Grunde erkannt haben, nur für eine besondere Klasse von Vorstellungen gilt; so ist dagegen das Zerfallen in Objekt und Subjekt die gemeinsame Form aller jener Klassen, ist diejenige Form, unter welcher allein irgend eine Vorstellung, welcher Art sie auch sei, abstrakt oder intuitiv, rein oder empirisch, nur überhaupt möglich und denkbar ist. Keine Wahrheit ist also gewisser, von allen andern unabhängiger und eines Beweises weniger bedürftig, als diese, daß Alles, was für die Erkenntniß daist, also die ganze Welt, nur Objekt in Beziehung auf das Subjekt ist, Anschauung des Anschauenden, mit Einem Wort, Vorstellung. Natürlich gilt Dieses, wie von der Gegenwart, so auch von jeder Vergangenheit und jeder Zukunft, vom Fernsten, wie vom Nahen: denn es gilt von Zeit und Raum selbst, in welchen allein sich dieses alles unterscheidet. Alles, was irgend zur Welt gehört und gehören kann, ist unausweichbar mit diesem Bedingtseyn durch das Subjekt behaftet, und ist nur für das Subjekt da. Die Welt ist Vorstellung.

Neu ist diese Wahrheit keineswegs. Sie lag schon in den skeptischen Betrachtungen, von welchen Cartesius ausgieng. Berkeley aber war der erste, welcher sie entschieden aussprach: er hat sich dadurch ein unsterbliches Verdienst um die Philosophie erworben, wenn gleich das Uebrige seiner Lehren nicht bestehn kann. Kants erster Fehler war die Vernachlässigung dieses Satzes, wie im Anhang ausgeführt ist. – Wie früh hingegen diese Grundwahrheit von den Weisen Indiens erkannt worden ist, indem sie als der Fundamentalsatz der dem Vyasa zugeschriebenen Vedantaphilosophie auftritt, bezeugt *W. Jones*, in der letzten seiner Abhandlungen: *on the philosophy of the Asiatics; Asiatic researches, Vol. IV, p. 164: the fundamental tenet of the Vedanta school consisted not in denying the existence of matter, that is of solidity, impenetrability, and extended figure (to deny which would be lunacy), but in correcting the popular notion of it, and in contending that it has no essence independent of mental perception; that existence and perceptibility are convertible terms.* Diese Worte drücken das Zusammenbestehn der empirischen Realität mit der transscendentalen Idealität hinlänglich aus.

Also nur von der angegebenen Seite, nur sofern sie Vorstellung ist, betrachten wir die Welt in diesem ersten Buche. Daß jedoch diese Betrachtung, ihrer Wahrheit unbeschadet, eine einseitige, folglich durch irgendeine willkürliche Abstraktion hervorgerufen ist, kündigt Jedem das innere Widerstreben an, mit welchem er die Welt als seine bloße Vorstellung annimmt; welcher Annahme er sich andererseits doch nimmermehr entziehen kann. Die Einseitigkeit dieser Betrachtung aber wird das folgende Buch ergänzen, durch eine Wahrheit, welche nicht so unmittelbar gewiß ist, wie die, von der wir hier ausgehn; sondern zu welcher nur tiefere Forschung, schwierigere Abstraktion, Trennung des Verschiedenen und Vereinigung des Identischen führen kann, – durch eine Wahrheit, welche sehr ernst und Jedem, wo nicht furchtbar, doch bedenklich seyn muß, nämlich diese, daß eben auch er sagen kann und sagen muß: "Die Welt ist mein Wille." –

Bis dahin aber, also in diesem ersten Buch, ist es nöthig, unverwandt diejenige Seite der Welt zu betrachten, von welcher wir ausgehn, die Seite der Erkennbarkeit, und demnach, ohne

Widerstreben, alle irgend vorhandenen Objekte, ja sogar den eigenen Leib (wie wir bald näher erörtern werden) nur als Vorstellung zu betrachten, bloße Vorstellung zu nennen. Das, wovon hiebei abstrahiert wird, ist, wie später hoffentlich Jedem gewiß seyn wird, immer nur der Wille, als welcher allein die andere Seite der Welt ausmacht: denn diese ist, wie einerseits durch und durch Vorstellung, so andererseits durch und durch Wille. Eine Realität aber, die keines von diesen Beiden wäre, sondern ein Objekt an sich (zu welcher auch Kants Ding an sich ihm leider unter den Händen ausgeartet ist), ist ein erträumtes Unding und dessen Annahme ein Irrlicht in der Philosophie.

Die Sache mit dem Schimmelüberzug

Als Schopenhauer nachträglich den Ergänzungsband zu seinem Hauptwerk "Die Welt als Wille und Vorstellung" schrieb, leitete er das erste Kapitel der Ersten Teils mit folgenden berühmten Worten ein, die den krassen Pessimismus Schopenhauer auf das deutlichste kennzeichnen:

Kapitel 1. Zur idealistischen Grundansicht

"Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln, um jede, von welchen etwan ein Dutzend kleinerer, beleuchteter sich wälzt, die inwendig heiß, mit erstarrter, kalter Rinde überzogen sind, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt hat: – dies ist die empirische Wahrheit, das Reale, die Welt. Jedoch ist es für ein denkendes Wesen eine mißliche Lage, auf einer jener zahllosen im gränzenlosen Raum frei schwebenden Kugeln zu stehn, ohne zu wissen woher noch wohin, und nur Eines zu seyn von unzählbaren ähnlichen Wesen, die sich drängen, treiben, quälen, rastlos und schnell entstehend und vergehend, in anfangs- und endloser Zeit: dabei nichts Beharrliches, als allein die Materie und die Wiederkehr der selben, verschiedenen, organischen Formen, mittelst gewisser Wege und Kanäle, die nun ein Mal dasind. Alles was empirische Wissenschaft lehren kann, ist nur die genauere Beschaffenheit und Regel dieser Hergänge. – Da hat nun endlich die Philosophie der neueren Zeit, zumal durch *Berkeley* und *Kant*, sich darauf besonnen, daß Jenes alles zunächst doch nur ein *Gehirnphänomen* und mit so großen, vielen und verschiedenen *subjektiven* Bedingungen behaftet sei, daß die gewöhnliche absolute Realität desselben verschwindet und für eine ganz andere Weltordnung Raum läßt, die das jenem Phänomen zum Grunde Liegende wäre, d.h. sich dazu verhielte, wie zur bloßen Erscheinung das Ding an sich selbst." (Schopenhauer: "Die Welt als Wille und Vorstellung - Band 2", 1. Teil - 1. Kapitel)

Die Stachelschwein-Parabel

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich in einem kalten Winterrage recht nah zusammen, um sich durch die gegenseitige Wärme vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Übel, so daß sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten.

So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit

und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: keep your distance! - Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden.

Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.

Band 2, Kapitel XXX, § 396, S. 524-525, 1851:

Literaturhinweise:

- Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung
- Schopenhauer: Pererger und Paralipomena
- Susanne Möbuß: Schopenhauer für Anfänger: Die Welt als Wille und Vorstellung – Eine Leseintroduction

Joachim Stiller

Münster, 2016

Ende

[Zurück zur Startseite](#)